

111

## Der Kakadu.

Erzählung von Anna Croissant-Rust.

„Mein Gott, so raten Sie mir doch!“ schrie Frida. „Wie können Sie so grausam mit mir sein! Wie schrecklich ist das alles, ich wollte, ich lebte nimmer. Wenn ich nur den Mut hätte —“

„Hören Sie auf!“ schrie Muller und hielt sich nervös die Ohren zu. „Was ist denn so Schreckliches geschehen? Das ist so recht Weiberart, zuerst die Besinnung verlieren und hinterher Jeter und Mordio schreien. Wir sind doch freie Menschen? Wer hat Verpflichtungen? Nicht Sie, nicht ich. Das ist doch verflucht einfach. Lassen Sie mir eine kurze Zeit darüber weggehen, und alles ist wie früher.“

„Wie früher! Nie! nie! Haben Sie denn keine Empfindung dafür? Können Sie doch alles aus, ich kann es nie überwinden, nie vergessen!“

„Wie kann es möglich sein, daß sie solche exaltierte und überspannte Reden führen! Sie waren doch jetzt immer vernünftig, und Sie können es sein, wenn Sie wollen, und nun seien Sie sofort vernünftig!“

„Nein, nein, ich kann nicht!“

„Sie wollen nicht, aber ich will nun auch nicht mehr; ich bin auch nur ein Mensch und habe mich nur eine Zeitlang in der Gewalt, es geht mir schon bis an den Hals.“

„Ich kann es nicht vergessen, ich kann es nicht!“

„Das sind Auffassungen, Frida, hören Sie zu: ich will aber von Ihren Auffassungen jetzt nicht weiter belästigt werden, ich habe Wichtigeres zu tun, das verstehen Sie? — Gut, also gehen Sie ruhig in Ihr Zimmer, ziehen Sie sich an, oder schlafen Sie, oder denken Sie sich meinetwegen einen neuen Lebensplan aus, vielleicht hilft das.“

Er machte ihr die Türe auf, und sie ging wie ein Automat an ihm vorbei, die ersten Stufen hinauf.

„Kommen's jetzt zu uns, Fräul'n Baronin?“ Zweimal mußte sie der Sylphiderich anreden, bis sie verstand, was er wollte. Und da war's ihr immer noch unklar, sie sah an sich herunter, fuhr sich durchs Haar und schien ganz hilflos.

„Ach bitt' recht schön, kommen's nur a wenig, die Frau ist gar so schwach.“

Es war doch alles gleich. Sie ging mit ihm; ganz leise tappte er auf seinen großen Plattfüßen voran.

„s Mädel schlaf't,“ machte er wichtig, einen Zeigefinger steil in die Luft gerichtet.

Blau und gleichgültig lag die arme Sylphide in ihren rot- und weißfarierten Kissen, und neben ihr in einem Storbwagen das Kind. Die Luft war dick und stickig, alle Fenster geschlossen und das Zimmer voll der größten Unordnung.

„Die Freil'n Baronin bleibt a wenig bei Dir, hörst? Verzeih'n's halt die Unordnung und sind's so aut!“

Die Sylphide machte ihre runden Augen kaum auf, sie schien schwach und halb im Schlummer; reden konnte sie nicht. Frida setzte sich neben das Bett, stumpf und gleichgültig.

War sie hier oder dort, alt oder jung, sagte sie dies oder das, tat sie dies oder jenes, es war ja gleich, ganz gleich. Das war so, das blieb so, nun sollte es eben so weitergehen, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Wem bedeutete sie etwas? Nach wem fragte sie, wer nach ihr? Sie war zu müde, um darüber wegzukommen, sie schielte sich eben weiter im Leben, stumpf sinnig wie das arme Tier drinnen im Bett, ohne Freund und Leid. Sie erinnerte sich mit einer maßlosen Bitterkeit, wie sie sich schon in der Jugend empört hatte, wenn sie im Religionsunterricht hörte von den ungetauften unschuldigen Kindern, die, wenn sie sterben, an einem Ort kämen, wo nicht Freund noch Leid wäre! Das war grauhaft! Nicht Freund noch Leid! So, beinahe so stand ihr ferneres Leben vor ihr.

Lieber Leid, als diese erbärmliche Gleichgültigkeit, lieber geprügelt und verachtet und dann wieder geliebt sein wie dies arme Weib. Das hatte wenigstens jetzt Frieden und Ruhe. Ja Ruhe! Da rührte sich ja das Kind, und sofort war sie in der Höhe und tastete ängstlich nach dem Wagen an ihrer Seite. Frida beruhigte die arme Frau und versuchte das Kind anders zu legen. Sie tat es mit Widerwillen, denn sie haßte

in diesem Augenblick das kleine Wesen, das der Armen die Ruhe störte. Frida sah da und schaute mit finsternen Augen in den Storbwagen hinein. Nicht rühren! Wenn es nur eine kleine Bewegung machte, gab's ihr einen zornigen Stich. Sie mußte noch gut, wie das war, wenn man da war und zu Tod erschöpft war, und immer wieder von der Pflicht in die Höhe gepeitscht wurde. Da hatte es die da drinnen noch gut. Die hätte ein legitimes Kind und sie, Frida, sah an ihrem Bett und hatte doch wenigstens einen Funken Teilnahme!

Wer war denn damals an ihrem Bett gefessen? Wer hatte sich um sie gekümmert? Als Geschäft ward alles abgemacht und als Geschäft ausgeführt. Fremde Gesichter, fremde Stuben, fremde Gefühle. Und was sie jagte und verzehrte in ihrem Bett, in dem einsamen Försterhaus! Da hatte es die doch gut! Wußte die etwas von durchweinten, durchsornten Nächten, von Scham und Ekel und Sehnsucht und Abscheu vor sich selbst?

Der Kerl, der Mann hatte wahrscheinlich Angst ausgestanden bei dem schmerzlichen Ringen seines Weibes. Die Ohren wären ja froh gewesen, wenn Sie zugrunde gegangen wäre! Dann hätte sie die „Familie“ nicht kompromittieren können! Ihre Hände krallten sich in die Falten ihres Rockes.

Sie schaute mit förmlichem Neid nach dem Proletarierweib. Natürlich! Alle, alle hatten etwas, nur sie nicht.

Da hatte sie und verbahrte sich mit hungriger Gier in die alten Gedanken, grub ihre ganze Vergangenheit aus und geißelte sich damit.

Die Sylphide rührte sich, da das Kind mit seinem dünnen Stimmchen schmerzlich zu weinen angefangen hatte. Gleich wollte sie sich aus dem Bett nach dem Wagen beugen, aber Frida hinderte sie.

„Mei' Mädel, geben's mir doch mei' Mädel.“

Frida reichte ihr das winzige Bündel, mit halber Schen schaute sie auf die verschrumpten Fingerchen und das rotbraune, haarlose Köpfschen.

Sylphide küßte diese mageren Händchen, die Frida wie Krallen vorkamen, bettete das kleine Schenkälchen neben sich und sah stolz und glücklich aus. Dieser kleinen, häßlichen Kreatur wurde so viel Liebe, und ihr gönnte niemand Liebe und Wärme. Sie hätte der Frau das Kind aus den Armen reißen mögen, es tat ihr zu weh, daß alle jemanden hatten, der sie liebte, nur sie nicht.

Und ihr eigenes Kind?

Das war ihr auf einmal wie ein Schlag aufs Herz. Dies armselige Wesen, das jetzt schon dem unangenehmen, brutalen Vater alich, bettete die Mutter warm und zärtlich. Wer hatte ihrem Kinde Wärme und Zärtlichkeit gegeben? Ach, was wußte sie davon! Es war ihr gleichgültig, fremd, ja ein fremdes Kind. War sie denn seine Mutter? Wußte sie etwas von ihm? Wie es aussah, wie es lachte und weinte, was ging das sie an? Sie hatte doch getan, was in diesem Fall ihre Pflicht war, sie hatte reichlich gesorgt, daß es in keiner Weise Not litt. Und nein! sie hatte keine Sehnsucht danach, nein! Sie hielt sich die Ohren zu, als wollte sie nichts wissen. — Nun fing der kleine Wurm an zu schreien! Und so bitterlich schrie er. Genau so hatte ihr Kind am letzten Tage geweint. Es lag da und wimmerte, und sie konnte gehen und sich nicht weiter darum kümmern! Sie hatte ihr Herz verhärtet gegen ihr eigenes Kind, — das nun schrie, war ihr Kind. — Hatte nicht Sylphide etwas gesagt? „Was ist denn? Na so helfen. — Gleich, gleich. Gern. Was denn? Das Kind — ob es nicht vielleicht trinken will? Ja, ich helfe, wir versuchen's.“

Und nun liegt's da an der Brust und saugt und saugt gierig, und wie's die Mutter anschaut!

„O mei Mädel! Alles ist gut jetzt. Alles will i aushalt'n, wenn mir's Stindel bleibt. Liegt mir an gar nix sonst. Schang'n Sie's nur an, wie nett als is, o mein Freil'n!“

Frida kann es nicht mehr sehen, kaum kann sie sprechen, sie will der Frau zulachen, aber ihr Mund ist verzerrt und ihre Hände werden eiskalt.

Nun weint das Kind wieder so schmerzlich!

Ihr Herz schlägt, daß ihr arme Lichter vor den Augen tanzen, sie muß nach dem Bettposten langen. Das Kind ist ihr Kind. Nach ihr weint's und ruft's.



zwei Häuser, die aber berechtigt war. Es war allgemein bekannt, daß er als Handwerksbursche hier angekommen und sich ziemlich rasch zum Wohlstand hinaufgearbeitet hatte. Am liebsten hätte er mich geohrfeigt, aber er erinnerte sich rechtzeitig, daß diese glorreiche Zeit der Prügel für mich zu Ende war.

„Ihe mache mer kurze Fußzehn, ich gäb der en Taler den Tag, daß De mer aus den Dogen kummt. Ich mecht nor wissen, wer Dir die Klausen in Schädle gesetzt. Ra willst oder willst nich?“

„Nu weesg niche, ob ich des derf, ich nehms emol, wenns zu weng is, nochert redde mer noch e mol drüber.“

„Aec, des sag ich der glei, jecht hobsch die Klugscheißerei aber bide, nimmstes oder nimmstes sei ni?“

„Ich nehms, damit mer e mol heeme kimmt . . .“

„Ra häre, Du gannst en aber uffziehn,“ meinte der Alte erleichtert. „Also paas e mol uff: 5 Tage hott die Buch (au, es war ja Ostem gewesen, schon ein Taler futsch), dann weeste doch, daß e Tag siebn bleibt. (Der zweite Taler futsch.) Do bleim also 4 Toler. Daberfun giebt 20 Fennege für Invalidde und 44 Fennege für Krankengeld ab, kriechste noch 11,34 Mark. Dohier hoste des söchene Wald . . .“

O, du seliger Traum von den acht Talern. Von ihnen blieben mir noch ganze drei. Mit einer Rut, die ich noch heute fühle, steckte ich den schäbigen Nest ein. Veinache gehuekt hätte ich. Mit der größten Enttäuschung ging ich an diesem Abend ins Bett. Seitdem sind viele Wochenlöhne durch meine Hände gegangen, sie sind größer geworden, nicht zuletzt durch die Hilfe der verschiedenen „Schreinerer“, dem der Alte übrigens kein Wort von unserer Unterhaltung sagte. Die Löhne sind wie gesagt größer geworden, aber das Gefühl, wie an diesem ersten Lohntag, ist mir noch recht oft zum Bewußtsein gekommen.

## Gibt es denkende Tiere?

Von Dr. M. S. Vaege.

### II.

Daß keine Tiere wirklich das geistig zu leisten imstande sind, was Krall von ihnen annimmt, das glaubt er durch ausführliche Sinnesprüfungen an den Pferden festgestellt zu haben. Aber wie seiner Unterrichtsmethode, so muß auch diesen Untersuchungen und noch vielmehr seiner Deutung der dabei erlangten Resultate der Charakter der Wissenschaftlichkeit abgesprochen werden. Ja, ein Anhänger Kralls, der italienische Forscher Ferrari, erklärt diese sogenannten „Sinnesprüfungen“ sogar für „absolut oberflächlich infolge ungenügender Beherrschung der Technik und infolge geistiger Einfachheit“. Wie leichtfertig Krall bei diesen Prüfungen verfährt, dafür nur ein Beispiel: Bei der Prüfung des Formensinnes seiner Tiere kamen auch die optischen Täuschungen an die Reihe, d. h. den Pferden wurden zwei gleich lange Linien, aber die durch verschiedene Anordnung im Raume dem Menschen verschieden lang erscheinen, mit der Frage vorgelegt, ob diese Linien verschieden lang seien. Darauf habe das Pferd zweimal mit „nein“ geantwortet. Krall gibt nun sofort folgende Erklärung für diese Antwort: „Das naturgemäße und unbefangene Urteil des Pferdes entspricht den Tatsachen und ist deshalb genauer als das irdige.“ Woher weiß er das alles so genau? Aus einem zweimal gelegentlich eines wissenschaftlich nicht einwandfrei angelegten Versuchs erhaltenen „Nein“ würde ein einigermaßen gewissenhafter Forscher niemals wagen, derartig weittragende Schlüsse zu ziehen. Da gibt es doch noch andere, viel näherliegende Deutungsmöglichkeiten. Was soll man aber erst von den Gelehrten halten, die sich anscheinend durch den äußerlich exakten Charakter dieser Sinnesprüfungen bestechen lassen und nun als Eideshelfer von Krall und Frau Dr. Rödel auftreten.

Wenn die Tiere uns Menschen in unsern geistigen Leistungen wirklich erreicht (und damit eigentlich, weil's bei ihnen schneller und bedingungsloser ging, überholt) hätten, warum unterhalten sich dann die Tiere nie freiwillig mit anderen Menschen oder selbständig untereinander, ohne erst zur Prüfung herangeholt und dabei festgehalten werden zu müssen? Das tun sie natürlich deshalb nicht, weil sie überhaupt keine Begriffe haben, ja nicht einmal die Möglichkeit, ihre Vorstellungen mitzuteilen. Nur Gefühle, wie z. B. Verlangen, Freude, Furcht und Schmerz, vermögen die Tiere durch Biehern, Schnauben usw. auszudrücken. Für die Mitteilung von Vorstellungen und höheren Begriffen hat das Pferd nicht nur keine Ausdrucksmittel, sondern auch kein Bedürfnis. Beim Verkehr von Mensch und Tier handelt es sich auch gar nicht um einen solchen sprachlich-begrifflicher Natur, nicht um Vermittlung von Vorstellungen und Begriffen, für welche die Bildung von Wörtern seitens der Tiere unerlässlich wäre. Um aber Wörter zu besitzen, müßte das Tier sprechen oder mindestens schreiben können. Das Hören allein genügt nicht dazu; denn man hört nur das genau, was man selbst sprechen kann. Außerdem geht der Weg zur Bildung und zum Gebrauch einer artifizierten Sprache über den aufrechten Gang und höchst wahrscheinlich gehört auch noch dazu die merkwürdige Beziehung zwischen Hirn und Hand, wie sie allein beim Menschen besteht.

Will man uns wirklich und ernsthaft glauben machen, daß Tiere, noch dazu durch einen mehr als miserablen und un-

nünftigen Unterricht in wenigen Jahren das zu erwerben in der Lage seien, wozu die Menschheit an sich wohl mindestens Jahrtausende brauchte und wozu jedes einzelne Menschenindividuum auch heute noch mehrere Jahre nötig hat: nämlich die Fähigkeit zu sprechen und abstrakte Begriffe zu bilden, d. h. zu denken. Worin bestehen die biologischen Faktoren (innerhalb und außerhalb der betr. Tiere), die diese Tätigkeit in ihnen wachrufen mußten? Wozu soll Tiere, denen all das, was ihnen in ihrem Lebenskampfe notwendig ist, als Anlage oder Instinkt vererbt wurde, das begriffliche Denken nützen?

Gegen die eigenen geistigen Leistungen der Tiere spricht außerdem die Tatsache, daß die Pferde bei ihrem früheren Lehrmeister, dem geduldigeren Dr. Schöller, nur bis zu 1 Proz. der Worte faßten, während bei dem nervösen Krall 50 Proz. der Worte faßten wurden. Auch viele andere Ergebnisse der ebenso vielseitigen wie gründlichen Fehlerstatistik, die Maday über die Leistungen der Krallschen Pferde ausgestellt hat, zeugen gegen die behauptete geistige Selbständigkeit der Tiere, so vor allem die Tatsache, daß 62,1 Proz., also fast  $\frac{2}{3}$  aller Fehler, die von den Tieren gemacht wurden, unsinnige Fehler sind.

Unter den Anhängern Kralls gibt es nun eine Anzahl, die meinen, an eine so hohe Pferde- und Hundeintelligenz deshalb glauben zu müssen, weil, wie die Entwicklungstheorie lehre, die Menschen sich aus den Tieren entwickelt hätten. Wo steht aber in der Entwicklungstheorie etwas davon, daß unsere tierähnlichen Vorfahren hunde- oder pferdeähnlich gewesen seien? Wir haben sie uns vielmehr ähnlich den heutigen Menschenaffen vorzustellen. Dann ist nicht nur in anatomisch-physiologischer, sondern auch in psychischer Beziehung die Kontinuität am besten gewahrt, denn unter allen Tieren sind zweifellos die Menschenaffen dem Menschen am ähnlichsten. Hund und Pferd gehören nun gewiß auch zu dem vielverzweigten Stamme der Säugetiere, wie Menschenaffe und Mensch, sie stehen aber innerhalb der großen Säugetierfamilie so weit von uns ab, daß die Verwandtschaft nur noch in dem allgemeinen Säugetiercharakter gegeben ist. Außerdem könnte man noch darauf hinweisen, daß eine rein entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise des Tierseelenproblems uns leicht zu falschen Schlüssen führen kann, weil sie nämlich unsern Blick zu einseitig auf die Kontinuität, den zweifellos vorhandenen Zusammenhang alles Organischen richtet. Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise muß hier aber durch die biologische ergänzt werden, d. h. durch jene, die in jedem Organ eines Tieres und seiner Funktion eine Anpassung an seine besonderen Existenzbedingungen sieht, worauf wir ja schon oben hinwiesen.

Selbstverständlich fällt uns nicht ein, den Pferden und noch weniger den Hunden eine Art von Intelligenz, d. h. gewisse Formen der Verstandestätigkeit, abzprechen zu wollen. So sind wir mit Maday überzeugt, daß die Pferde Wahrnehmungen zu machen und diese miteinander verknüpfen (assoziiieren) können, daß sie Vorstellungen als Erinnerungsbilder früherer Wahrnehmungen besitzen, ebenso das Fundament dazu, ein Gedächtnis, daß sie aufzumerken vermögen und neue Wahrnehmungen mit älteren zu verbinden; ja Maday glaubt ihnen sogar noch Erfindung oder Phantasie, d. h. die Verknüpfung von Vorstellungen untereinander ohne gleichzeitige Wahrnehmung zusprechen zu müssen. Wir bestreiten nur, daß diese Tiere fähig seien, Begriffe, d. h. Abstraktionen aus Vorstellungen zu gewinnen, diese zu Urteilen untereinander zu verknüpfen und aus diesen Urteilen Schlüsse zu ziehen. Außerdem soll das Pferd nach Maday in der Lage sein, anschauliche Sachvorstellungen als sogenannte Urbegriffe zu bilden; Begriffe im engeren Sinne, d. h. Sachvorstellungen mit Wortbedeutung, spricht er dem Pferde ab, ebenso die Fähigkeit, logische Begriffe, d. h. unanschauliche Wortvorstellungen durch Verallgemeinerung (Abstraktion) zu bilden. Das heißt also, Pferde haben wahrcheinlich die Fähigkeit, sich einen einzelnen Gegenstand, z. B. einen Menschen, in der Erinnerung vorzustellen. Ihnen fehlt aber der Begriff „Mensch“ in dem Sinne, daß sie für alle Menschen, mit denen sie in Berührung kommen, eine abstrakte Vorstellung „Mensch“ bilden und durch ein besonderes Zeichen (etwa das Wort „Mensch“) festhalten. Noch viel weniger ist es ihnen schließlich möglich, den Begriff „Mensch“ unanschaulich, d. h. nur als logische Bestimmung der Merkmale zu denken. Dazu gehörte natürlich auch jegliches Rechnen mit unbenannten Zahlen.

In bezug auf die Fähigkeit, Begriffe zu bilden, glaubt also Maday den Pferden wenigstens die niedrigste Stufe der Begriffsbildung, die der anschaulichen Sachvorstellung, zusprechen zu müssen. Die Pferde würden dieser Auffassung nach etwa Menschenkindern von 1½ Jahren gleich sein. Unserer Meinung nach geht Maday da schon über das hinaus, was zurzeit definitiv festgestellt werden kann. Erst eine ebenso ausgedehnte wie systematische und möglichst experimentelle Untersuchung des Verhaltens der Pferde, ferner eine ebenso gründliche Durchforschung des Pferdehirns dürfte dieser Frage nach der einen oder anderen Seite hin die endgültige Entscheidung bringen. Bieviel hier noch besonders in bezug auf die Hirnforschung zu leisten ist, zeigt am besten die Tatsache, daß zwei so bedeutende Hirnforscher wie Edinger und Dextre sich in ihren Anschauungen über Bau und Funktion des Pferdehirns so widersprechen konnten, wie es sich gelegentlich ihrer verschiedenen Stellungnahme zu den Leistungen der Krallschen Pferde herausgestellt hat.

Wie kommen nun die angeblichen Rechen- und Denkleistungen



„Alles kann man aushalten. So a Kinderl, o mein Freil'n, so a Kinderl!“

Frida hört nichts mehr, fort, sie rennt hinaus! Wieder die Treppen hinab, die Türe auf und leuchend, schreiend, erlost: „Ich hole mein Kind!“ so stürzt sie herein.

Und da kommt nun das Weinen über sie, ein lösendes, stilles Weinen.

Suller hörte sie nicht, ließ sie ruhig ausweinen. Zuerst hatte er wütlich für sich gelacht und die Zigarette wieder einmal von einem Mundwinkel in den anderen geschoben, wie er immer tat, wenn er aufgeregter oder erbozt war.

„Sofo! Sm, hm!“ Er tat nur einen raschen Seitenblick nach ihr hin und arbeitete wieder weiter. Aber es ging doch nicht recht mit dem Arbeiten, und er trat zu der Verstummen hin.

„Sofo, Frida. Jaja! Ein bißl geschwind kommt der Umchwung, ich muß gestehen, ich kann Ihren Gefühls-sprünge und Steigerungen nicht so rasch folgen, Sie sind mir darin über. Aber vielleicht ist es gut, ja vielleicht ist es das Richtige, probieren wir nur einmal. Und frisch jetzt, weil der Entschluß da ist. Fertiggemacht und nicht aufgeschoben. Also los! Eigentlich gefallen Sie mir jetzt viel besser als mit der Tränenweideallüre. Am Ende haben Sie gar den geachtetsten Gedanken Ihres Lebens, und haben sich jetzt erst entdeckt. Nur stürzen Sie sich ja nicht in die Mutterliebe wie eine rasende Löwin in die Arena, denn wer weiß, ob sie den Balg mögen. Ist auch so eine überkommene Sache das, Mutterliebe, Kindesliebe, steckt viel Einbildung und Gewohnheit darin; aber vielleicht ist es ein lieber, netter Fraß, den wir dann alle gern haben müssen, und auf den wir alle stolz sind. Ich weiß nur nicht, wie Kesi und das Kind zusammenpassen werden. Können Sie dann Kesi überhaupt noch behalten?“

„Ich habe das Kesi doch heute fortgeschickt!“

„Sie! — Aber Frida! Warum denn? Wo ist sie denn jetzt?“

„Das weiß ich nicht, es kümmert mich auch nicht.“

(Schluß folgt.)

## Mein erster Wochenlohn.

Ein frühliches Trauerspiel von Th. Thomas.

§ 2. An Lohn, Entschädigungen oder sonstwie zu benennenden Zuwendungen wird während der dreijährigen Lehrzeit nichts vergütet. Diefelbe ist vielmehr vollständig ohne diese zu vollenden. Dagegen verpflichtet sich der Lehrherr, nach Beendigung derselben, dem Ausgelernten noch mindestens 6 Monate als Geselle zu beschäftigen.

Dieser Passus meines Lehrvertrages hat mich drei Jahre lang schwer geärgert. Natürlich nicht wegen des schlechten Deutschs allein.

Jeden Samstag sah ich die Gesellen und Tagelöhner ihre Talerstücke einzahlen. Unser „Alter“ zahlte nämlich immer mit dieser auffälligen Münze aus. Ob er dadurch glaubte, die Quantität durch die Qualität zu ersetzen, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls kam er am Lohnntag nie ohne Taler in die Bude. Er vergaß auch nicht, bei jedem, dem er von der silbernen Stange abgab, zu sagen: „Das scheinene Geld . . . das scheinene Geld . . .“

Drei Jahre mußte ich das alles mit ansehen und anhören. Die Taler wurden in meinen Augen zu Diamanten. Wie beneidete ich die Glücklichen, die ihre 6 oder 8 silbernen Mädchen bekamen. . . . Wenn ich dann, nachdem ausgezahlt war, die Werkstatt sauber machte, unterließ ich es nie, die weggeworfenen Papierrollen daraufhin zu untersuchen, ob nicht aus Versehen ein Silberling vergessen worden sei. Leider immer vergeblich. Dann schlich ich mich traurig, ohne einen roten Heller in der Tasche, nach Hause, erst die Monate, dann die Wochen, später die Tage zählend, bis auch ich an die Reihe kommen würde.

Und die Zeit kam. Es war übrigens die höchste Eisenbahn. Von Neuanfassungen war die letzten Jahre fast gar keine Rede. Einige Wochenlöhne konnten nicht ausreichen, nur das Nötwendigste zu beschaffen. „Bart, bis de selber deine Groschens verdienst, dann gannste Dir Dei Zeig goosen,“ das war immer die Antwort meiner Mutter, wenn ich auf meinen heruntergekommenen Zustand verwies.

Nun sollte ich also selbst verdienen. Die acht Taler kamen mir immer näher. Ich ging die letzten Wochen kaum an einem Laden vorbei, ohne nicht geschwind auszurechnen, wieviel Brote, Gasherde, Handläse oder Jägerhemden ich für einen Wochenlohn erstehen könnte.

Die letzten Tage vergingen wie im Traum. Die Nacht vor dem ersten Zahltag machte ich überhaupt kein Auge zu. Ich wühlte

in Tasern. Alles wurde zu Geld, schließlich verschwand ich ganz unter dem silbernen Segen. Am ganzen Leibe in Schweiß gebadet, fand mich meine Mutter morgens ohne Deckbett im Kampf mit Geldsäcken.

Auch der aller-, allerletzte Tag neigte sich seinem Ende zu. Als Jüngster in der Werkstatt mußte ich warten, bis jeder seine Mäpse hatte. Endlich war ich mit dem „Alten“ allein auf weiter Flur.

„Na, wie viel willst denn Du, häh?“

„Das wissen Sie doch oh, Meester!“

„Jetzt mach doch keene Mährde, wieviel willst du denn?“

„Nu, was halt e' Geselle kriegen tut, meen ich!“

„Schneid Dich sei ni in kleinen Finger, du dumms Schoof, Du denkst wahl, ich tu's Geld mausen?“

„Meester, Sie hamm doch selber gesagt, ich täte arbeiten wie a' Gesell?“

„E su ä albernes Luder wie de bist. Red doch e ni su an Pfoch. De Bude is gar lang, da red mår viel doher, Du ho' doch am erst ausgelärnt dohie . . .“

„Nu am besterwegen meene ich, gehårt mår doch e' Gesellenluhn?“

„Nu hår mår aber uff mit den Summs. Ich gån Der zwee Marl fuff'g, uff den Log, e' schee Geld, da gannste aber lachen . . .“

„Für Dei Alter . . .“

Ich lachte aber gar nicht. Der Traum von den acht Talerstücken hatte zu große Illusionen bei mir ausgelöst; erbittert gaß ich zur Antwort:

„Zwee Marl fuff'g? Das is doch gee Geld niche für en Gehilfen! desderwegen hab'ich doch niche gelernt . . .“

„Ige, Du bist mår emol e' Schoofszipfel e' eskältiger. Ke Mensch leert aus, Du fangst duche erst åhn an zu lårhn und zu lern.“

„Du was hab'ich denne da drei Gahr gelernt? Wenn ich doch e' Tagelöhnerluhn kriegen sull?“

„Går uff! Das sin alle Ferg! Was meenste, wie ich aus der Låhr: gam? Da wor ich der fruh, dah'ich fuffzehn Reigroschen ge-triebt hob. Mer hamm sei e ni su viel Asprich gemacht, wir ihr Gungs! E' war a' s' Wertshauslaam net su. Mer ham vor en Secher eesach Bude geholt, s' ging och . . . Nu gommste mer mit solche Tånz dahr?“

„Ne, Meester, zwei Marl fuff'g nehm ich niche, der Schreiner hat och gemeent, ich gånnte mehr beanspruche . . .“

„Das hab'ich mår duche gedocht, daß die Gruggusch dorhinter steet. Nu, der kummt mer och widder e mol in mei Dorf nach Buttermilch. Uff den Lapparich da mußte hårn, no biste gemacht . . .“

„Meester, Sie han selbstn gesoh, der Schreiner hot was lus, uff den paß mer gut uff, hanfe gesoh. Von den gannste was lårn.“

„In der Arbeit meinstwegu. Aber mit sei'n andern Zauber, da sull er mer wegbleim. Da gann er lang wårren, eh mer å Burt gefållt. Der sull och sein Brotladen ni in alles reinhängen, e su å Gruhmaul, e su å albernes. Der meent och mit sein Verband gånnte er Beeme ausreihen. Ke, nu hång Dich och an den, nochert biste geliefert. . . . E su å Lappfad, e su ene Lauserei, verdammig, verdammig . . .“

Mit rotgeschwollenem Kopf lief der Meister in der Werkstatt umher. Wütend blieb er, nach Luft schnappend, vor mir stehen. Dann rannte er wieder von neuem wie besessen durch die Bude. Bruchstückweise bombardierte er die Luft mit Flüchen und Verwünschungen.

„. . . E su ene Gemeenheit. E su å Luder. Nu Du Bengel glosst das Zeig? Du meenst wohl och, der Schreiner wår hier der Gönig? Wie die andern dummen Schoofe, die 'n nachloosen, wie de Håmmel. Na der soll mer am Montg gomm, den willst de Fleete spielen lernen. E su å Fink . . .“

„Meester, der Schreiner hot nicht Unrechtes niche getan. Ich han gefroht, er hot mer nur gesoh, ich gånnte arbeit'n wie å Alter. Da sullt ich och uff ån anstånigen Luhn guden . . .“

„Nu do hommersch doch, Du Luder, was hab'ich denne gesoh? Warum biste denne ni glei zu mir gegomm'n? Gål, de ganze Bude haste nich å eenzig mal de Lappe uffgesperet, aber mit dem Schlappmaul mit dem grußen, do hoste glei Freindschaft gemacht.“

„Sie hon mich doch ni frisher nich gefroht!“

„Håttste doch Dei Gebiß andenander gerissen, Du bist funst doch och niche uff de Gusche gefalln! Mer red doch mit en Viech. Du alte Latschbichs wo de bist. Mit mir, mit Dein Meester redste erst zuleht?“

„Nu, se reden doch ige, 's is noch ni zu spät, mer wårn schun cenig wårn . . .“

„Går uff. Wenn De mer su dohår gommst, dann is' mer de Fred schon verdorm.“

„Ne, Meester, ser zwee Marl fuff'g, des gemne Se sich doch glei denken.“

„Nu, meenste ewert, mer find's Geld uff der Gasse dohie? Hoste schun emol gefroht, was e' Meester verdiene tut, häh?“

„Ne, aber Sie han doch selber heit emol verzåhlt, dah' Se e' armes Wårnchen gewesen sind, heit hamm Se zwee Heiser. . . .“

„Jåhn Heiser, Nordheiser, Du frecher Dingerich, was de funsten derbei is, do frågt see Luder dornoch. Gomme ner e su, nochher laas mich och glei gieh, ich mog heit nicht mehr sårn u hieru, verdimian noch emol . . . Ruffsch mårn Budel runner.“

Er war wütend über meine harmlose Bemerkung wegen der



der Krallschen Pferde und des Mannheimer Hundes zustande? Maday nimmt an, daß es sich dabei in der Hauptsache um eine unwillkürliche Zeichengebung handelt, die bei günstiger Gelegenheit dazu auch durch eine direkte Zeichengebung unterstützt wird. Mit wirkt ferner dabei eine Art niederer Intelligenz bei den Pferden, in dem Sinne, daß sie Vorstellungen zu bilden und untereinander oder mit früheren Vorstellungen (Erinnerungsbildern) zu verknüpfen vermögen. Eine selbständige geistige Leistung, die als Beweis für eine der menschlichen ähnliche Pferde Seele — und das behauptet doch Krall — aufgefakt werden könnte, ist gänzlich ausgeschlossen. Dies nach allen Richtungen hin in streng wissenschaftlicher Weise und mit großem Scharfsinn durch sein Buch nachgewiesen zu haben, ist das große Verdienst Madays. Möge das fleißige Werk nun auch in Fach- wie in Laienkreisen die Berücksichtigung finden, die ihm unbedingt gebührt.

## Kleines Feuilleton.

### Erziehung und Unterricht.

Soll das Kind zuerst die deutsche oder die lateinische Schrift lernen? Mit dieser Frage beschäftigte sich die diesjährige Tagung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege. Privatdozent Dr. Cordts-Vonn führte aus, daß der Streit um diese Frage noch weitere exakte Untersuchungen erfordert. Die Untersuchung der Vorgänge, die beim Lesen von Antiqua (lateinische Schrift) und Fraktur (sog. deutsche Schrift) stattfinden, stößt aus mehrfachen Gründen auf beträchtliche Schwierigkeiten. Da man der Forderung mancher Augenärzte, eines der beiden Alphabete ganz verschwinden zu lassen, nicht nachkommen kann, wird in den ersten Schuljahren folgendes Vorgehen empfohlen: Das Kind lernt zunächst die einfachsten Buchstaben, d. h. die große Antiqua. Es vermag diese einmal leichter nachzumalen und sie auch nach Art eines Mosaikspiels aus geraden und bogenförmigen Papp- oder Blechstücken zusammenzusetzen. Da der Unterschied zwischen den großen und kleinen Antiqua-Buchstaben gering ist, ist der Uebergang zu diesen sehr leicht, und auch die Schreibschrift läßt sich ohne weiteres aus der Druckschrift ableiten. Ist ein Alphabet erlernt, so ist die Einprägung des zweiten wesentlich leichter. Beginnt man mit Fraktur, so ist die Verwechselbarkeit einzelner Buchstaben für Auge und Geist des Kindes sehr anstrengend. Das Erlernen der Schreibschrift ist möglichst lange hinauszuschieben. Auch bei ihr dürfte es sich empfehlen, mit der lateinischen Schrift zu beginnen, da sie der deutschen Schrift gegenüber manche Vorteile bietet. Als zweiter Redner sprach Rektor Otto Schmidt - Berlin vom pädagogischen Standpunkt über dasselbe Thema. Er anerkennt die Kulturwerte in der Fraktur, doch dürften gefühlsmäßige und völkische Gründe die Frage nicht entscheiden. Es bestehe nicht die Absicht, die Fraktur zu verbängen, sondern auf methodischem Wege zu ihr hinzuführen. Es sei eine reine Frage der Zweckmäßigkeit, ob und wie weit die Antiqua wertvolle Dienste für Lesen- und Schreiblernen zu leisten vermöge. Der Redner zeigt an Beispielen aus der Geschichte der Methodik, daß seit mehr als 100 Jahren hervorragende Pädagogen für das Vorausgehen der Antiqua eingetreten sind. Dann zeigt er an einem ausgestellten Experiment, daß Schulneulinge die Kenntnis des Lesens und Schreibens von Antiquazeichen in deutlichen Wortbildern wiedergeben können, während sie für deutsche und lateinische Schreibschrift zum großen Teil verlagen und entweder völlig auf der Krisisstufe stehen oder neben einzelnen Zügen nur den Rhythmus des Auf- und Nieder erfassen. Aus diesen Tatsachen folge die Notwendigkeit, das Schreiben nach dem Beginn des Unterrichts hinauszuschieben und erst Auffassungs- und Darstellungssträfte der Kinder zu entwickeln. Der Beginn des Anfangsunterrichts mit Schreiben und Lesen zugleich sei noch heute eine Kindesqual. Die Nervenbahnen für das Sprechen und Lesen seien ungleich besser vorbereitet als die für das Schreiben. Viel wichtiger als das Erlernen einer Technik sei die Ausbildung der elementaren Kräfte des Kindes und die Klärung und Erweiterung seines Gedankenkreises. Die Großbuchstaben der Antiqua erlauben leicht die Verschmelzung der Laute mit den Buchstaben und machen das Vorausgehen des Lesens vor dem Schreiben möglich. Der Uebergang vom Lesen der lateinischen Großbuchstaben zu den Kleinbuchstaben sei wegen der Formähnlichkeit ganz mühelos. Dieser Fortschritt werde aber den Kleinen noch bezeugt, während der weitere spätere Uebergang zu einer geeigneten Frakturschrift kaum bemerkt werde. Der Einwand einer Ueberlastung mit zu viel Alphabeten sei unsachlich und durch die Praxis widerlegt. (?) Zum Schluß legt der Redner die weitergehende Bedeutung des Vorausgehens der Antiqua zur Neubelebung der Schrift im Sinne der Entwicklung von Eigenart und als Mittel des persönlichen Ausdrucks dar. Der üblichen Schrift fehlen die konstruktiven Elemente, die unser gegenwärtiges Empfinden verlangt. Eine „stehende Schrift“ brächte zugleich auch die Verminderung einer der häufigsten Ursachen der Migrätsverkrümmung, des Schiefens.

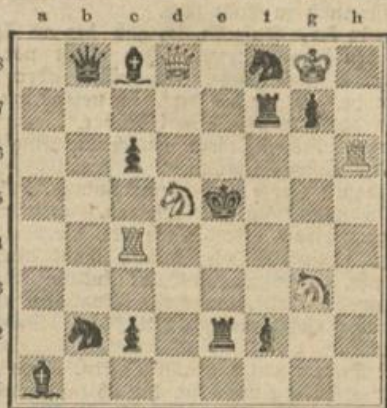
Zu einer ausgedehnten Diskussion sprachen sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle Redner im Sinne der beiden Referenten aus.

## Schach.

Unter Leitung von E. Mapin.

Unser Turnier

Motto: „Adebaran“.



2+ (1. S. 5-14)

10 verschiedene Mattbilder!

Das Jahr 1914 ist ein Jahr der Turniere. Kaum sind die zwei Petersburger und das Badener (bei Wien) Turnier verklungen, noch hat das Mannheimer (im Juli) nicht begonnen, als schon für den Herbst ein großes internationales Turnier in Budapest angekündigt wird.

Langwierige Nachforschungen speziell über Originalität der Probleme hindern das Preisrichterkollegium, uns das Urteil in unserem Problemturnier schon jetzt bekannt zu geben.

Die nachstehende Partie ist in Petersburg mit dem ersten Schönheitspreis gekrönt worden.

### Damenbauerneröffnung.

Am 30. April gespielt.

J. Capablanca, Dr. O. Bernstein.

1. d2-d4 d7-d5

2. Sg1-f3 Sg8-f6

Am besten scheint uns 2. . . . c6! um 3. e4 mit 3. . . . d6 nebst event. b7-h5 zu beantworten (bezw. 3. e3, Lf5; 4. e4, e6 etc.).

3. c2-c4 e7-e6

Auch jetzt verdient 3. . . . c6 den Vorzug. 3. B.: 4. Sc3! d6; 5. e3, b5; 6. a4, b4!; 7. Sbl, Sbd7; 8. Lxc4, e6; 9. 0-0, Lc7 und dann 0-0 nebst Lb7 und e6-e5 etc.

4. Sb1-c3 Sb8-d7

5. Lc1-g5 Lf8-e7

In Betracht kommt 5. dxc4; 6. e4, Sb6; 7. e5, h6; 8. Lh4, g5. 3. B.: 9. Sxg5, hxg5; 10. Lxg5, Lc7; 11. Lx8, LxL; 12. exf6, Dxf6; 13. Lxc4, SxL; 14. Da4, Ld7; 15. Dxs, 0-0-0 etc. mit gutem Angriff für den Bauer.

6. e2-e3 c7-c6

Ist der Zug sowieso nötig, so wäre es doch sicherlich besser gewesen, ihn schon früher (im zweiten Zuge) zu machen, bevor Lc8 eingeperrt wurde. Recht ist die Stellung von Schwarz klarerweise angeht beengt.

7. Lf1-d3 d5-c4

8. Ld3xc4 b7-b5

9. Lc4-d3 a7-a6

10. e3-e4 e6-e5?

Somit folgt e4-e5 nebst event. Sc3-e4-d6. Schwarz steht sowieso ungünstig, deshalb ist das Opfer nur verhältnismäßig zu tadeln.

11. d4xe5 Sf6-g4

12. Lg5-f4 Lc7-c5

13. 0-0 Dd8-e7

14. Ta1-c1 f7-f6

15. Lf4-g3 f6xe5

16. b2-b4! Lc5-a7

Verhältnismäßig besser war doch 16. . . . Lxb4; 17. Db3 (Sd5, Dd6) 17. . . . Lx8 (oder auch Lc7) 18. De6?!, Kf8; 19. TxL, Sc5 etc.

17. Ld3xb5!

Das Opfer ist korrekt; aber auch einfach Db3 genügt.

17. . . . a6xb5

18. Sc3xb5 Dc7-d8

19. Sb5-d6f Ko8-f8

20. Tc1xe6 . . . .

Auch materiell hat Weiß 3 Bauern (wenn er will sogar 4 Bauern) für die Figur, vom Angriff abgesehen. Außerdem hat der Gegner die Eröffnung sehr mangelhaft gespielt. Unter diesen Verhältnissen halten wir die Rangierung dieser Partie vor der Partie Mengowitsch-Zarask, die nur den zweiten Schönheitspreis bekam, für ungerecht.

20. . . . Sd7-b6  
21. Lg3-h4! Dd8-d7  
22. Sd6xc8! Dd7xc8  
23. Dd1-d8f Dc6-e8  
24. Lh4-e7f Kf8-f7  
25. Sc8-d6f Kf7-g6  
26. Sf3-h4f Kg6-h5  
27. Sd6xe8 Ta8xd8  
28. Se8xg7f Kh5-h6  
29. Sg7-f5f Kh6-h5

Alles dies spielt sich für Weiß von selbst und führt in d e s t e n s zum einzigen Schach. (Sf5-g7-f5-g7 etc.) Unter solchen Verhältnissen ist die vorübergehende, preisgekrönte Opferrolle von ziemlich geringem Verdienst. Man wollte augenscheinlich Herrn Capablanca für den Verlust des ersten Preises im Turnier entschädigen und r i s t e n. Dies sollte aber nicht auf Kosten von Dr. Zarask geschehen, dem von Rechts wegen der e r t e Schönheitspreis hätte zufallen müssen.

30. h2-h3! Sb6-e8  
Td8 leistete längeren Widerstand.  
31. h3xg4f Kh5xg4  
32. Le7xd8 Th8xd8  
33. g2-g3 . . . .

Mit 3 Bauern mehr ist nicht schwer zu gewinnen. . . .

33. . . . . Td8-d2  
34. Kg1-g2 Td2-e2?

Auf Txa2! genügt allerdings Sf3.

35. a2-a4 Sc8-b6

36. Sf5-e3f Kg4-h5

37. a4-a5 Sb6-d7

38. Sh4-f5 Sd7-f6

39. h4-b5 La7-d4

40. Kg2-f3 Te2-a2

41. a5-a6 Ld4-a7

42. Tf1-e1 Ta2-b2

43. g3-g4f Kh5-g5

44. Te1-c7 Aufgegeben.

Die Partie ist wohl pikant als Zertrümmerung; aber für einen „Schönheitspreis“ wenig Konkurrenzfähig.